



Die Hamiltons

Historische Familiensaga
aus England

Amy Taylor

Tödliche Eifersucht



Die Hamiltons

- 2 -

Tödliche Eifersucht

Amy Taylor

Hamilton Castle
Yorkshire, England
Jahreswende 1899/1900

1. Kapitel

London, 20. Dezember 1899

Liebste Schwester,

meine Freude über die Geburt Deines kleinen Mädchens ist unbeschreiblich. Ich bin so glücklich darüber, dass Du alles gut überstanden hast und vor allem auch, dass die kleine Estelle gesund auf die Welt gekommen ist. Ich kann mir gut vorstellen, wie erleichtert Du jetzt bist!

Deine Frage, ob ich die Taufpatin Deines sicherlich wunderbaren Mädchens sein möchte, beantworte ich aus vollem Herzen und mit großer Freude mit einem jubelnden »Ja«! Ich werde Estelle Elisabeth stolz zum Taufbecken tragen. Lass mich alsbald wissen, wenn Ihr einen Termin dafür gefunden habt, damit ich meine Reise aus London zu Euch nach Hause rechtzeitig planen und antreten kann.

Ich hoffe, Du hast diesen Brief vor Silvester erhalten, denn ich bitte Dich, ihn im Kreise der Familie zum Jahreswechsel vorzulesen und meine allerliebsten Grüße auszurichten. Sag ´ Mama und Papa, wie lieb ich sie habe und unserem Bruder James drückst Du bitte einen herzhaften Kuss auf die Wange.«

»Das tue ich hiermit«, sagte Mary und ließ ihre Blicke in die Runde schweifen. Die gesamte Familie Hamilton war am Silvesterabend 1899 nach dem Abendessen im Salon des altherwürdigen Hamilton Castle zusammengekommen, um gemeinsam das neue Jahrhundert zu begrüßen. Das Familienoberhaupt, Lord Gerald Hamilton, und seine Frau Lady Helen Hamilton hatten ihrer Tochter Mary gerührt zugehört.

»James, den Kuss bekommst du später«, scherzte Mary. Ihr Bruder hatte es sich in seinem ausladenden Sessel bequem gemacht und genoss eine Zigarre aus der Schatulle seines Vaters. Wie seine Eltern wartete auch er darauf, dass Mary

weiter vorlas, was ihre gemeinsame Schwester Beth aus London schrieb.

»Lies doch weiter«, bat Marys Ehemann Robert. »Estelle schläft selig, du kannst ganz beruhigt sein.«

Sicherheitshalber warf er einen Blick in die Familienwiege, die sein Schwiegervater, Lord Gerald Hamilton, vor der Geburt seines Enkels extra vom Dachboden hatte holen lassen. Als künftiger Großvater hatte er es sich nicht nehmen lassen, beim Restaurieren selbst mit Hand anzulegen. Nur beim Beziehen der Seitenwände und beim Anfertigen des Vorhangs, der wie ein schützendes Dach über der Wiege angebracht war, hatte er seine Frau Helen um Hilfe gebeten. Estelle schlief friedlich und ruhig. Die kleinen Hände waren zu Fäustchen geballt. Das Baby lag auf dem Rücken, den Kopf seitlich gedreht. Dieser Anblick zauberte Robert ein zärtliches Lächeln ins Gesicht.

Mary nahm den Brief wieder zur Hand und las weiter.

Liebste Eltern, ich freue mich, bald wieder bei Euch sein zu können. Gleichzeitig bin ich Euch sehr dankbar, dass Ihr mir die Zeit in London ermöglicht habt. Mama, Deine Schwester Serena lässt Dich ganz herzlich grüßen. Sie lässt ausrichten, dass ich jederzeit wieder zu ihr und Onkel Adam zurückkommen kann, um weitere Wochen ... oder vielleicht sogar Monate ... hier in London verbringen zu können. Ich habe übrigens viel Zeit damit verbracht, mich in Onkel Adams Anwaltskanzlei ein bisschen nützlich zu machen.

»Was?!« Der Schreckensruf kam von Lord Gerald, der seine Tochter eigentlich nicht in einer Anwaltskanzlei, sondern lieber auf gesellschaftlichen Anlässen, auf Bällen und bei sonstigen Gelegenheiten gesehen hätte. Auch seiner Frau Helen gefiel die Vorstellung nicht, ihre Tochter Beth, wie Elisabeth von ihrer Familie genannt wurde, inmitten von staubigen Akten zu wissen. Von der Zeit in London hatte sie sich erhofft, Beth möge endlich einen Ehemann finden. Aber die einzigen Männer, die sie in einer Anwaltskanzlei kennenlernen könnte, wären wohl Ganoven

und am Ende sogar Schwerverbrecher. Nicht auszudenken, wenn sich Beth mit einem ...

»Mum!« Mary unterbrach energisch die sorgenvollen Gedanken ihrer Mutter. »Ich weiß, was du denkst, aber Onkel Adam ist kein Strafverteidiger!«

James grinste. Ihm war wohl bewusst, dass es im Sinne seiner Eltern wäre, wenn Beth einen angesehenen, möglichst wohlhabenden Herrn der Londoner Gesellschaft als Heiratskandidaten mit nach Hause bringen würde. Stattdessen sah er seine Schwester voller Tatkraft und mit ihrem ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit an der Seite ihres gemeinsamen Onkels für Frauenrechte kämpfen. Er wusste nicht, ob es tatsächlich so war, aber er traute seiner Schwester genau das zu. Sie scherte sich nicht um Konventionen, darum, was eine Dame der feinen englischen Gesellschaft zu tun oder zu lassen hatte. Beth hatte schon immer ihren eigenen Kopf, in dem sich außerdem eine gehörige Portion Scharfsinn und Intelligenz befand. James war stolz auf seine Schwester. Wenn es nach ihm ginge, würde er ihren Drang nach Freiheit und Selbstständigkeit unterstützen. Andererseits wünschte er ihr aber auch einen Mann an ihre Seite, der sie aufrichtig und selbstlos liebte. Denn so ganz alleine – das wusste er aus eigener schmerzvoller Erfahrung – fehlte einem dann doch etwas im Leben.

Er selbst hatte bis auf ein paar unverbindliche Affären bisher noch keine feste Beziehung gehabt. Es gab allerdings eine Frau, die ihm sehr am Herzen lag. Alley, Roberts Schwester. Alley bewirtschaftete mit großem Einsatz das Gut in Schottland, das sein Schwager Robert erst im vergangenen Jahr geerbt hatte. Mit ihrer unbekümmerten Art, ihrer Tatkraft und ihrem bezaubernden Lächeln hatte sie ihn im Handumdrehen erobert, als sie im vergangenen Jahr für einige Wochen auf Hamilton Castle Gast gewesen war. James dachte jeden Tag an Alley, und das Herz wurde ihm

schwer bei dem Gedanken, sie nicht sehen und spüren zu können.

»Nun lies schon weiter«, unterbrach James seine Sehnsucht und beendete damit die Stille, in der jeder seinen eigenen Gedanken nachgegangen hatte.

»Ich hoffe, Ihr seid jetzt nicht allzu sehr erschrocken«, las Mary weiter. »Doch, liebste Schwester, hier gibt es einige betroffene Gesichter«, sagte sie lachend mit Blick auf ihre Eltern.

»Ich hoffe, Ihr seid jetzt nicht allzu sehr erschrocken«, wiederholte sie. »Keine Angst, ich war auch auf einigen Bällen, gerade in der Vorweihnachtszeit gab es etliche gesellschaftliche Ereignisse, die ich zusammen mit Onkel und Tante wahrnehmen durfte. Ich habe sogar zwei neue Ballkleider und bin, wenn ich will, absolut gesellschaftsfähig. Lasst es mich Euch zu Hause erzählen, wen ich alles kennengelernt und was ich erlebt habe.«

Helen und Gerald nickten sich erleichtert zu.

Nun lasst Euch alle liebevoll umarmen. Ich freue mich darauf, bald wieder in Eurer Mitte zu sein und ganz besonders freue ich mich auf die Taufe der kleinen Estelle. Ich liebe Euch

Eure Elisabeth

Mary faltete den Brief sorgfältig zusammen und steckte ihn zurück in den Umschlag. Bevor sie ihn auf das kleine Tablett legte, das vom Hausmädchen bereitgestellt wurde, drückte sie ihn kurz an ihr Herz. Die beiden Schwestern waren sich in inniger Liebe zugetan, auch wenn sie vom Charakter her völlig unterschiedlich waren. Mary war schon immer der kleine Wildfang unter den drei Hamilton-Geschwistern gewesen. Ungestüm, leidenschaftlich, temperamentvoll und auch ein bisschen leichtsinnig. Auch heute, als junge Ehefrau und Mutter war sie meistens fröhlich und verbreitete stets gute Laune.

Beth dagegen war manchmal sogar ein bisschen spröde. Sie dachte viel nach, wog ab, ging wenig Risiko ein und war

generell ein eher ernster Mensch. Man musste sie schon sehr genau kennen, so wie Mary das tat, wenn man unter der spröden Oberfläche ihr großes Herz entdecken wollte. Mit ihren sechsundzwanzig Jahren war sie über das ideale Heiratsalter längst hinaus, was ihren Eltern größere Sorgen bereitete als ihr selbst.

James war der Erstgeborene von Lord Gerald und Lady Helen. Als männlicher Nachkomme war er nicht nur der spätere Erbe von Hamilton Castle samt den angeschlossenen Unternehmen, sondern auch der künftige Lord Hamilton. Er war ebenfalls über das übliche Heiratsalter hinaus, aber Männer waren auch noch jenseits der Vierzig begehrte Junggesellen. Noch dazu, wenn sie vermögend waren und einen Titel vorweisen konnten. Beides traf auf James zu, und bis er die Vierzig erreichen sollte, hatte er auch noch vier Jahre Zeit.

»Ja, meine Lieben, das vergangene Jahr war sehr aufregend und anstrengend.« Onkel Geoffrey saß im bequemen Ohrensessel und nippte an seinem Whiskey. »Diese Silvesternacht soll der Abschluss allen Kummers und der Beginn immerwährender Freude sein«, fügte er hinzu und prostete breit grinsend in Richtung seines Bruders, Lord Gerald.

»Geoffrey!« Gerald konnte sich das Lachen nicht verkneifen. »Seit wann bist du denn so poetisch? Du als Bankdirektor bist doch immer nüchtern, schon von Berufs wegen.«

»Ich konnte es jetzt nicht anders ausdrücken, Bruderherz.« In seinem geröteten Gesicht strahlte ein glückliches Lächeln, das alles Schwere der vergangenen Monate wegwischen sollte. Dass der Whiskey, den er in der Hand hielt, nicht sein erster an diesem Abend war, konnte man deutlich erkennen. Niemand war ihm böse.

»Was wird das neue Jahrhundert wohl bringen?« Helen sorgte sich wie immer um die Familie. Aber ihr war auch nicht entgangen, dass sich gesellschaftlich einige

Veränderungen bemerkbar machten. Sie hatte gehört, dass es vereinzelt sogar schon Automobile gab. Sozusagen Kutschen ohne Pferde. Noch war ihr die Eisenbahn nicht ganz geheuer, und schon gab es noch größere Sensationen. Wo sollte das hinführen? Helen lebte mit ihrem Mann seit fast vierzig Jahren zurückgezogen auf Hamilton Castle. Hier waren die Neuerungen der Technik noch nicht angekommen. Elektrisches Licht gab es nur in wenigen Räumen, gekocht wurde noch auf offenem Feuer und fließendes Wasser gab es nur in den Räumlichkeiten der Damen. Der Lord hatte im Zuge der Renovierungsarbeiten im vergangenen Jahr die Waschkommoden der Damenschlafzimmer mit Wasserhähnen ausgestattet. Die damit verbundenen Umbaumaßnahmen waren für alle sehr belastend gewesen. Gerald erinnerte sich mit Grausen an die Lautstärke und den Dreck, als die Mauern des Castles aufgeschlagen wurden, um Rohre darin zu verlegen. An weitere Renovierungen dachte er nicht, denn ihm war die Situation gerade recht, wie sie war. Anders seine Frau. Mit Vorfreude dachte Helen daran, dass Badewannen mit Wasserhahn und Abfluss möglich wären, sobald die Finanzierung für die nötigen Umbaumaßnahmen sicher geregelt war. Die Familie und das Unternehmen Hamilton waren zwar finanziell gerettet worden, nachdem es im vergangenen Jahr große Probleme gegeben hatte. Diese Probleme hätten der Familie beinahe die Existenz gekostet. Dank kluger Geschäftsführung, Onkel Geoffreys Einsatz und vor allem dank der finanziellen Unterstützung durch Robert, Marys Ehemann, konnte das Schlimmste abgewendet werden. Bevor aber nun Geld für Badewannen ausgegeben werden konnte, mussten erst die notwendigen Reparaturen am Schlossgebäude selbst vorgenommen werden. Das Castle war seit Jahrhunderten der Stammsitz der Familie Hamilton. Es zu erhalten, war eine riesengroße Aufgabe, die nicht immer leicht zu bewältigen war.

Außerdem waren geschäftliche Investitionen nötig, um das Unternehmen mit seiner Schafzucht konkurrenzfähig zu halten. Helen nahm sich vor, ihren Mann demnächst auf die Einrichtung eines Telefons anzusprechen. Einige der umliegenden Herrenhäuser verfügten bereits über diese faszinierende Technik und Helen wusste, dass auch im Hause ihrer Schwester, in London, bereits einer von knapp 7000 Anschlüssen eingerichtet wurde, die es zu jener Zeit in der Metropole gab. Gerald war seit einiger Zeit gesundheitlich nicht ganz auf der Höhe. Schon alleine deshalb war es Helen wichtig, im Notfall zum Telefon greifen zu können, anstatt, wie bisher, einen Boten zu Dr. Muller zu schicken.

»Was soll das neue Jahr schon bringen, liebste Helen.« Gerald nahm Helens Hand in seine und führte sie zärtlich zum Mund, um sie zu küssen. »In einer Familie wie der unseren wird es immer Aufregungen geben.« Er lächelte sie an und setzte hinzu: »Und mit dir als der Frau an meiner Seite werden wir auch alle Schwierigkeiten bewältigen können.«

Gerald war an diesem Abend glücklich. Im Jahr, das in dieser Silvesternacht zu Ende ging, gab es viele Probleme zu bewältigen und mehr als einmal hatte er gedacht, sie würden es nicht schaffen. Aber nun saßen alle diejenigen, die ihm lieb und wert waren, hier zusammen und genossen das Leben. Nur seine Tochter Elisabeth fehlte, aber der Brief, den ihre Schwester Mary soeben vorgelesen hatte, sorgte dafür, dass sie so gut wie anwesend war. Kurz überlegte er, ob es richtig gewesen war, Beth zu erlauben, einige Wochen in London zu verbringen. Andererseits lebte sie dort wohlbehütet bei seiner Schwägerin. Die Schwester seiner Frau und ihr Ehemann waren angesehene Leute in London. Adam war Anwalt und Serena war in der Londoner Gesellschaft eine Dame, auf deren Anwesenheit man bei bestimmten Anlässen großen Wert legte. Gerald hoffte, seine älteste Tochter möge einen Mann der Gesellschaft

kennenlernen, denn im näheren und weiteren Umkreis von Hamilton Castle waren alle infrage kommenden Heiratskandidaten bereits erfolgreich von seiner anspruchsvollen Tochter verprellt worden. Dass sie in dem Brief etwas über die Juristerei schrieb, die sie wohl offensichtlich interessierte, beunruhigte ihn ein wenig. Er beschloss aber, sich diesen wundervollen Abend nicht verderben zu lassen und hielt dem Hausmädchen sein leeres Whiskeyglas entgegen.

»Gerald ...«, mahnte Helen.

»Schenken Sie meinem Bruder auch noch einmal nach«, war seine Reaktion, ohne auf den Hinweis seiner Frau einzugehen.

»Mir ebenfalls.« Auch James deutete auf sein inzwischen leeres Glas. »Robert?« Die beiden Männer verstanden sich gut. James mochte seinen Schwager, und er erhoffte sich seine Unterstützung in der Geschäftsführung von Hamilton in der Zukunft.

»Aye«, antwortete Robert und nickte.

Helen ließ sich noch etwas vom Punsch nachgießen. Nur Mary trank als stillende Mutter keinen Alkohol. Sie hatte einen wundervoll duftenden Gewürztee vor sich stehen. »Ich bin gespannt, wer morgen als Erster durch unsere Haustür geht. Hoffentlich keine blonde Frau.«

»Mary, was ist dann das nun wieder für ein Aberglaube?« Robert lächelte sie nachsichtig an.

»Kennst du den Brauch First Footing nicht?«, fragte Helen ihren Schwiegersohn. »Du bist doch hier aufgewachsen, da müsstest du doch die englischen Bräuche kennen?«

»Natürlich kenne ich First Footing. Ich glaube sogar, dass man das in Schottland ebenfalls so handhabt. Ich muss bei Gelegenheit mal meine Schwester Alley fragen.«

Bei der Erwähnung von Roberts Schwester zuckte James kurz zusammen. Robert war das nicht entgangen.

»Nun ja, aufgewachsen bin ich hier, aber meine Mutter hat sich mit solchen Bräuchen eigentlich gar nicht befasst. Sie

war eine nüchterne Frau, musste hart arbeiten, um mich und sich selbst durchzubringen. Und mehr als das. Sie hat dafür gesorgt, dass ich auf die Schule gehen konnte und sie gab mir eine sehr gute Erziehung.«

Die Hamiltons schwiegen. Einen kurzen Moment dachte jeder daran, wie überrascht sie alle waren, als der Dorfschullehrer Robert Simpson nach Schottland gerufen wurde. Als er zurückkam, nannte er sich Laird Robert McDough. Es hatte sich herausgestellt, dass er der nichteheliche Sohn des alten Clanführers Donald McDough war. Erst auf dem Sterbebett hatte dieser zu seiner Verantwortung zurückgefunden und sich zu seinem Sohn und Erben bekannt.

»Es gibt einen alten Brauch. Danach wartet die Familie in der Silvesternacht ab Mitternacht hinter der Haustür auf Besuch. Je nachdem, wer zuerst anklopft und seinen Fuß über die Schwelle setzt, bringt Glück oder Unglück für das neue Jahr«, erklärte Helen.

»Naja«, Robert legte den Kopf auf die rechte Seite und lächelte belustigt. »Dann wünsche ich euch viel Spaß beim Warten, ich werde mir jedenfalls nicht die Beine in den Bauch stehen. Ich werde sicherlich bald zu Bett gehen. Schließlich ist es schon weit nach Mitternacht und das neue Jahrhundert ist längst angebrochen.«

»Keiner von uns hat Lust, stundenlang hinter der Tür zu stehen, und vor allem, wer soll denn um diese Zeit hierherkommen?« Diese Worte waren die letzten, die von Onkel Geoffrey kamen, denn danach fielen ihm die Augen zu. Leises Schnarchen ließ erkennen, dass er eingeschlafen war.

»Ich denke, die Sache gilt auch noch den gesamten Neujahrstag hindurch. Und zu warten brauchen wir nicht, es wird schon jemand kommen, und dann sehen wir es ja.« Helen glaubte fest an den alten Brauch.

»Woran erkennt man denn, ob der Besuch Glück oder Unglück mitbringt? Ich wusste es schon mal, aber ich habe

es leider vergessen«, entschuldigte sich Robert mit belustigtem Unterton in der Stimme. So recht glaubte er immer noch nicht an solche Sachen.

»Ist der Besuch männlich mit dunklen Haaren, steht die Sache schon mal gut. Idealerweise bringt er Geschenke mit«, versuchte Helen zu erklären, wurde aber von Robert unterbrochen.

»Klar, Geschenke sind immer ideal.«

»Spotte nicht, lieber Schwiegersohn«.

Auch von Mary fing er sich einen strafenden Blick ein. Nur James reagierte nicht, denn auch er war eingeschlafen. Gerald dagegen hielt sich tapfer und war wach. Er ließ seine Frau gewähren. Traditionen waren ihm sehr wichtig, und er wäre niemals auf die Idee gekommen, sich darüber lustig zu machen.

»Brot, Kohlen, Salz und vielleicht noch eine Flasche Whiskey ... wenn der Gast das dabei hat, kann im neuen Jahr nichts schiefgehen.«

»Whiskey ... das klingt gut.« Robert lächelte noch mehr und übersah geflissentlich den strengen Blick seiner Ehefrau Mary. »Und was muss passieren, um Unglück vorherzusagen?«

»Im schlimmsten Fall tritt als erster Gast im neuen Jahr eine blonde Frau über die Schwelle«, erklärte Helen weiter.

»Aha«, antwortete Robert. »Auch, wenn sie Geschenke mitbringt? Whiskey zum Beispiel?« Mittlerweile hatte sich sein Lächeln zu einem frechen Grinsen entwickelt.

»Ich sehe schon«, sagte Helen geduldig. »Du glaubst nicht daran, aber warten wir einfach unseren ersten Gast ab und dann sprechen wir Ende nächsten Jahres noch einmal darüber.«

»Und jetzt gehen wir schlafen.« Gerald erhob sich und legte eine Decke über Geoffrey, seinen schlafenden Bruder.

»Willst du Estelle noch mal stillen?«, fragte Robert fürsorglich, als er seine Frau ins gemeinsame Schlafzimmer begleitete.

»Sie schläft gerade so schön, ich wecke sie nicht. Sie kommt ja von alleine, wie wir wissen«, antwortete sie lächelnd. Mary war eine zärtliche Mutter, und Robert war sehr stolz auf sie. »Lass uns die Wiege ins Nebenzimmer schieben, wir hören sie dann ja, wenn sie aufwacht und die Brust möchte«, schlug Mary vor.

»Ich möchte jetzt am liebsten auch deine Brust«, flüsterte Robert und legte seine Hand auf Marys Busen.

»Hilf mir beim Ausziehen.« Mary drehte sich mit dem Rücken zu ihm und wartete, bis er mit ungeschickten Fingern die winzigen Knöpfe ihres Kleides öffnete. Es waren unendlich viele, alle paar Zentimeter hielt eine kleine cremefarbene Perle das Rückenteil ihres himmelblauen Kleides zusammen.

»Wie um alles in der Welt kommst du nur in dieses Kleid hinein?«, wunderte sich Robert.

»Ohne fremde Hilfe geht es nicht«, antwortete Mary. »Weder hinein noch hinaus.«

Robert fragte sich, was eine stillende Mutter dazu bewegte, ein Kleid zu tragen, das sie nicht einfach vorne, am Busen, öffnen konnte, wenn ihr Baby Hunger hatte. Aber im Augenblick waren diese Gedanken mehr als zweitrangig. Längst hatte sich in seinem Kopf, in seinem Herzen und vor allem in seinem Körper das vertraute Gefühl des Begehrens breit gemacht. Die Lust auf den Körper seiner geliebten Mary kam so übermächtig in ihm hoch, dass alles andere zur Nebensache wurde.

Endlich hatte er alle Knöpfchen auf der Rückseite des Kleides geöffnet. Er streifte es ihr über die Arme, nahm sie an den Schultern und drehte sie zu sich um. Nun stand sie vor ihm, ihr wunderschöner Busen nur noch von einem Hemdchen bedeckt. Mit schnellem Griff schob sie das Kleid über ihre Hüften und ließ es nach unten fallen. Er fasste sie um die Taille, hob sie hoch und trug sie auf seinen starken Armen zum Bett. Bevor er sie auf die weiche Matratze legte, küsste er sie zärtlich auf den Mund. Sein Begehren wurde

immer stärker und er musste sich zurückhalten, um den Kuss nicht zu wild ausfallen zu lassen.

»Wie lange ist es her ...?«, fragte er sie leise und brachte nur mühsam seinen schneller werdenden Atem unter Kontrolle.

Marys Augen leuchteten und auf ihrer Brust machte sich eine leichte Röte bemerkbar. Das war für ihn ein sicheres Zeichen, dass auch sie von der Welle der Lust erfasst worden war.

»Mindestens acht Wochen«, antwortete sie keuchend.

»Ich kann mich nicht mehr länger beherrschen, Mary.«

»Sei vorsichtig bitte.« So viel konnte sie noch sagen, dann schalteten sich ihr Denken und die Vernunft von selbst aus. Erst als er ihren Busen zu fest drückte, stöhnte sie leise auf, und er erkannte sofort, dass das kein Laut der Lust war. Es fiel ihm schwer, ihre Brüste nicht fest, wild und ausgiebig durchzukneten. Aber er wusste, dass er vorsichtiger sein musste.

»Dein Busen ist so wunderschön«, flüsterte er ihr ins Ohr, während er abwechselnd über die hart aufgerichteten Brustwarzen streichelte. Schon während der Schwangerschaft hatten sich ihre Brüste verändert. Sie waren voller, runder und praller geworden. Seit der Geburt ihrer Tochter hatten sie noch mal an Größe zugenommen. Schon alleine der Anblick löste in Robert ein Verlangen aus, das er kaum beherrschen konnte.

Er löste sich von ihr, erhob sich und stellte sich vor das Bett. Während er Stiefel, Hose und Hemd auszog, betrachtete er Mary, die nur mit dem Hemdchen bekleidet auf dem Bett lag und ihn mit glühenden Augen beobachtete.

»Wann hast du denn deine Unterwäsche ausgezogen«, fragte er lächelnd.

Mary wusste, dass er die altmodischen Unterhosen, die ausladend bis zu den Knien reichten, nicht ausstehen konnte. In der Hoffnung, diese Silvesternacht mit ihm wieder als Frau und Mann zusammen sein zu können, hatte sie sich

das Ungetüm schon längst über die Beine gestreift. Die Träger ihres Hemdchens waren über die Schultern gezogen. Er hatte jetzt freien Blick auf ihren nackten Oberkörper. Ihr Busen war üppig, trotzdem fest und prall. Er konnte seine Augen nicht von dieser herrlich weiblichen Pracht lassen.

Seine lange unterdrückte Lust auf körperliche Liebe brach nun alle Dämme. Marys Blick wanderte zu seinem erwartungsvoll aufgerichteten Penis. Instinktiv spreizte sie ihre Oberschenkel. Als er sich auf sie legte, schlang sie ihre Beine um seine Hüften, hob ihr Becken, bereit, ihn mit voller Hingabe aufzunehmen. Ohne weitere Vorbereitungen drang er mit einem Ruck in sie ein. Wie sehnsüchtig sie ihn erwartet hatte, zeigte sich in der unglaublichen Feuchtigkeit, mit der sie ihn empfing. Er konnte sich nur noch wenige Momente zurückhalten, in denen er sich vorsichtig und kontrolliert in ihr bewegte. Aber als er spürte, wie sie ihre Lustgrotte um seinen Penis fest zusammenzog, ihr Becken rhythmisch vor und zurück bewegte, ihre Arme um seinen Hals legte, um ihn noch enger an ihren aufgewühlten Körper zu pressen, war es mit seiner Beherrschung vorbei.

»Oh Mary«, stöhnte er beinahe atemlos. »Ich kann nicht länger warten ...« Er erhöhte das Tempo und trieb mit jeder Bewegung seinem unausweichlichen Orgasmus entgegen. Er verlor jede Beherrschung und war außerstande, dem Aufruhr in seinem Unterleib Einhalt zu gebieten. Nach wenigen Minuten spürte er, wie sich die Explosion zusammenbraute. Er versuchte, seine Bewegungen kurz zu unterbrechen, um den Moment der Erlösung noch hinauszuzögern, aber es war bereits zu spät. Seine ausgehungerte Männlichkeit hatte die Macht übernommen. Es ging nicht anders, er musste nachgeben. Mit einem lauten Schrei ergoss sich die aufgestaute Lust auf ihrem Bauch. In letzter Sekunde hatte er es geschafft, seinen explodierenden Penis aus ihr herauszuziehen, denn sie hatte ihm schon vor ein paar Tagen zu verstehen gegeben, dass eine weitere Schwangerschaft erst einmal warten müsse.

Erschöpft legte er sich neben sie. Mary wischte sich die Spuren seines Höhepunktes mit einem Leinentuch vom Körper und erhob sich.

»Warum stehst du jetzt auf?«, fragte Robert irritiert.

»Ich schau zu Estelle«, gab sie zur Antwort, was ihren Mann noch mehr wunderte.

»Sie ist doch ganz ruhig. Sie schläft, bleib doch hier ...« Er streckte seine Arme nach ihr aus, denn er wünschte sich nichts sehnlicher, als ihren warmen, weichen Körper zu spüren.

»Einen Moment nur, Robert ...«, und schon war sie weg.

Als sie wiederkam, war Robert eingeschlafen. Sie hatte in der Zwischenzeit ihre Tochter gestillt, denn Estelle war zwar ruhig gewesen, aber wach. Mary wollte die Gelegenheit nutzen, um anschließend selbst ein paar Stunden schlafen zu können.

Dass Robert nicht dafür gesorgt hatte, sie ebenfalls zum Höhepunkt zu bringen, hatte sie maßlos enttäuscht. Sie fühlte sich unbefriedigt und frustriert.

Mary bettete nach dem Stillen ihr Baby in die Wiege und schlich leise zurück zum Ehebett, in der Hoffnung, Robert sei in der Zwischenzeit wieder erholt genug, um sie ein zweites Mal zu lieben ... diesmal länger, ausdauernder und auch etwas liebevoller. Stattdessen fand sie ihren Mann selig schlummernd vor, tief in das Federbett versunken. Sein dunkles schulterlanges Haar war wie immer zum Pferdeschwanz gebunden. Zärtlich strich sie ihm die Strähnen aus dem Gesicht, die sich vorhin beim heftigen Liebesakt gelöst hatten.

»Morgen, Liebster«, flüsterte sie. »Morgen machen wir weiter, wo wir heute aufgehört haben.« Sie kuschelte sich in die eigene Zudecke und schlief ein.

2. Kapitel

»Guten Morgen, Gerald.« Helen war soeben neben ihrem Mann aufgewacht und lächelte ihn zärtlich an. Bis vor wenigen Augenblicken hatte auch er noch fest geschlafen.

»Guten Morgen und ein gesundes neues Jahr«, antwortete er noch ziemlich verträumt. Zu einem Lächeln konnte er sich noch nicht aufraffen, er war noch nicht ganz aus dem Reich der Träume zurück.

»Das war ziemlich viel Whiskey gestern Abend und es waren eindeutig zu viele Zigarren«, schalt sie ihn spielerisch.

»Ach was, ich brauche nur ein paar Momente. Es ist spät geworden gestern Nacht, das ist alles. Naja, und ich bin eben nicht mehr der Jüngste.«

»Das bin ich auch nicht«, antwortete Helen und seufzte.

»Es wird Zeit, das Ruder abzugeben«, sagte Gerald unvermittelt.

»Wie meinst du das?«

»Wie ich es gesagt habe.« Er legte seinen Arm um sie und zog sie näher an sich heran. »Du weißt doch, meine Gesundheit ist nicht mehr die beste. Seit mir Dr. Muller eine Herzschwäche diagnostiziert hat, weiß ich, dass ich kürzertreten muss. Und James soll nicht warten, bis ich gestorben bin. Er soll schon jetzt meine Nachfolge antreten.« Er machte eine Pause und wartete auf eine Reaktion seiner Ehefrau.

Helen sagte nichts. Sie hatte stattdessen den Kopf gehoben und lauschte angestrengt.

»Hast du das gehört?«, fragte sie ihren Mann.

»Nein, was denn? Hörst du Gespenster? Weint Estelle? Oder was ist?« Gerald's Gehör hatte schon seit einiger Zeit nachgelassen, er wollte davon aber nichts wissen und glaubte, immer noch so gut zu hören wie in jüngeren Jahren.

»Du mit deinen 65 hörst natürlich wieder mal nichts«, gab Helen schmunzelnd zurück.

»Na erlaube mal, du bist auch nicht viel jünger, wenn ich das mal so uncharmant sagen darf.«

»Steh auf, Gerald, zieh deinen Morgenmantel an, wir bekommen Besuch«, forderte sie ihren Mann auf.

Gerald wunderte sich immer mehr, vertraute aber der Wahrnehmung seiner Frau und tat, was sie verlangte. Sie selbst hatte bereits ihren bordeauxroten Morgenmantel über ihr Nachthemd gezogen und ordnete noch schnell ihre Haare, bevor es laut und deutlich an der Eingangstür des Schlosses klopfte.

»So früh am Morgen?« Gerald war nicht gerade begeistert davon, dass am Neujahrstag Besuch kam, von dem er nichts wusste, und schon gar nicht in aller Herrgottsfrühe. »Woher wusstest du das, Helen?«

»Ich habe es nicht gewusst, ich habe nur Schritte von draußen gehört. Ist das Tor etwa offen?«, fragte Helen erstaunt. Im vergangenen Jahr hatten sie im Zuge der Renovierungsarbeiten auch das große schmiedeeiserne Tor an der äußeren Grundstücksgrenze erneuern lassen. Es war normalerweise verschlossen, um die Familie vor ungebetenem Besuch zu schützen.

»Ich denke doch, dass es zugesperrt ist. Aber der kleine Seiteneingang daneben ist ja immer offen. Da passt aber keine Kutsche durch. Nicht einmal ein Pferd mit Reiter. Nur Fußgänger.«

Inzwischen hatte es erneut geklopft.

»Lass uns runtergehen, unser Butler ist vielleicht auch noch nicht wach«, schlug Helen vor.

Auf der Treppe vom ersten Stock hinunter in die große Halle begegneten sie James und Robert, die ebenfalls von dem Lärm aufgeschreckt worden waren und nun nachsehen wollten, wer um Himmels willen am Neujahrstag noch vor dem Frühstück zu Besuch kam. Beide Männer knöpften sich im Laufend Hemd und Hose zu, Roberts lange Haare hingen ihm wirr ins Gesicht und auch James war offensichtlich erst vor wenigen Augenblicken aus dem Bett gestiegen.

»Nun kommt es doch noch so, wie es der Brauch verlangt«, spottete Robert. »Die Familie wartet hinter der geschlossenen Haustür auf den ersten Besucher am Neujahrstag.« Er lächelte und wollte dem Hausherrn, Lord

Gerald, den Vortritt lassen. Gerade, als dieser die Tür öffnen wollte, klopfte es zum dritten Mal, heftig, laut und energisch.

Verblüfft drehte sich Gerald zu Helen um. »Das scheint ja ein dringender Fall zu sein.« Auch er lächelte belustigt.

»Nun mach schon auf, Gerald.« Lady Helen zog ihren Morgenmantel fester um ihren Körper und hielt den Kragen mit der rechten Hand ganz dicht am Hals geschlossen. Sie hoffte auf einen männlichen Besucher, dunkelhaarig und jung, mit Brot, Kohle und Salz im Gepäck.

»Warten Sie, Sir ...« Mr Sandler kam so eilig, wie es seine Ehre als Butler erlaubte, aus dem Untergeschoss die Treppe heraufgehastet. Im Laufschrift schloss er seine Jacke.

»Entschuldigen Sie bitte, ich konnte nicht schneller ...«

»... schon gut«, beschwichtigte ihn Gerald. »Nun öffnen Sie bitte.«

Alle Familienmitglieder nahmen eine erwartungsvolle Haltung ein, als Mr Sandler die Klinke mit Bedacht nach unten drückte und die Tür einen Spaltbreit öffnete.

»Sie wünschen?«, fragte er. Er war vorsichtig geworden, es trieben sich in letzter Zeit viele Halunken in der Gegend herum, und die Uhrzeit, es war kurz nach Sieben, war weiß Gott keine Zeit für einen Anstandsbesuch der Nachbarn. Wenn es zu einer derart unüblichen Zeit an der Haustür einer wohlhabenden Familie klopfte, noch dazu so energisch, konnte das nichts Gutes bedeuten. Dessen war sich Mr Sandler sehr sicher.

»Guten Morgen. Ich möchte zu Mr Simpson bitte.«

»Eine Frau!«, flüsterte Helen erschrocken.

»Hier wohnt kein Mr Simpson, Sie müssen sich geirrt haben. Auf Wiedersehen.« Schon wollte der Butler die Tür wieder schließen.

»Doch, ich bin Mr Simpson ... oder ich war Mr Simpson«, rief Robert.

»Ach, Sir, Verzeihung, natürlich. Ich habe einen Augenblick vergessen, dass Sie vor Ihrer Reise nach Schottland Simpson hießen«, und zu der Dame vor der Haustür sagte er

etwas freundlicher: »Sie meinen gewiss Laird Robert McDough, junge Frau?«

Wenn sie jetzt noch blond ist, falle ich in Ohnmacht, dachte Helen erschrocken. Die erste Besucherin im neuen Jahr war eine Frau!!!! Der Stimme nach eine junge Dame. Schlimmer hätte es nicht kommen können.

»Nun lassen Sie die Dame doch endlich herein.« James hatte sich als Erster gefangen. Nachdem weder sein Vater noch seine Mutter irgendwelche Reaktionen zeigten, von ihren erschrockenen Gesichtern abgesehen, übernahm er wie selbstverständlich die Rolle des Hausherrn.

Mr Sandler tat, wie ihm geheißen wurde. Er öffnete die Tür nun ganz und gab den Blick auf die Besucherin frei.

»Blond ...«, entfuhr es Helen. Jeder verstand, was sie damit meinte.

»Treten Sie bitte ein, gnädige ...« Der Butler war unsicher, ob er die Besucherin mit Frau oder Miss anreden sollte. Sie war offensichtlich noch sehr jung, aber sie war ebenso offensichtlich bereits eine erwachsene Frau. Es war unübersehbar, dass die Besucherin ein Kind erwartete und zwar schon sehr bald.

Die Fremde war sichtlich erleichtert, dass ihr die Tür nicht vor der Nase zugeschlagen wurde. Draußen war es kalt und ungemütlich. Den ganzen langen Weg vom Eisentor bis zum Haus musste sie sich durch den Schneesturm kämpfen. Sie hatte ein schäbiges graues Wolltuch um den Kopf geschlungen, das sie mit beiden Händen dicht unter dem Kinn zusammenhielt, und das lediglich an der Stirn ein paar dunkelblonde Locken erkennen ließ. Ein grüngelb kariierter Umhang, ebenfalls aus dicht gewebter Wolle, schützte sie nur notdürftig vor der Kälte und dem eisigen Wind. Handschuhe trug sie nicht. Ihre Hände waren steif vor Kälte, und sie hatte das Gefühl, dass sie es keine Minute länger mehr draußen vor der Tür hätte aushalten können. Mit unsicherem Schritt trat sie ein. Der Butler schloss erst dann

hinter ihr die Tür, als Helen rief: »Um Himmels willen, so machen Sie doch die Tür zu, die Kälte kommt doch herein.«

»Wer sind Sie?«, fragte Gerald, der sich in diesem Moment auf seine Rolle als Hausherr besann.

»Verzeihen Sie, mein Name ist Virginia Boyle«, antwortete die Besucherin schüchtern, mit Blick auf Gerald, der im Schlafanzug vor ihr stand. Der hastig übergeworfene Morgenmantel hing ihm lediglich locker über die Schultern.

»Hamilton. Gerald Hamilton«, stellte er sich ungeschickt vor. Er war immer noch zu sehr überrascht vom Auftauchen einer fremden Frau, die offensichtlich hochschwanger war und nach seinem Schwiegersohn gefragt hatte. Dieser reagierte überhaupt nicht, sondern starrte den Besuch unverwandt an. So, als würde er einen Geist sehen.

»Und hier ist meine Frau, Helen Hamilton«, fuhr Gerald fort.

Helen nickte der Besucherin freundlich zu. Auch ihr war die Überraschung anzusehen.

»James Hamilton.« James war der Nächste, der zu seiner Rolle als Gastgeber zurückfand. »Darf ich mich Ihnen vorstellen? Ich bin der Sohn des Hauses.« Mit einer höflich angedeuteten Verbeugung unterstrich er seine Worte.

Nun blieb nur noch Robert übrig, der die ganze Zeit über noch keinen Ton herausgebracht hatte. Virginia erkannte ihn erst jetzt und trat einen Schritt auf ihn zu.

»Gestatten Sie, Mary Hamilton-McDough!« Die schneidende Stimme kam von oben. Alle drehten sich um und richteten ihre Blicke auf den oberen Treppenabsatz. Dort stand Mary, wie ein aufgebrachter Racheengel, aufrecht und stolz. Ihr langes blondgelocktes Haar fiel ihr offen und ungebündelt über die Schultern. Sie hatte sich keine Mühe gemacht, über ihr weißes wallendes und spitzenbesetztes Nachthemd einen Morgenrock zu ziehen. Äußerst selbstbewusst stand sie da, hielt sich mit beiden Händen am Treppengeländer fest und wirkte sehr stark und selbstsicher. In der Familie kannte zwar jeder ihren starken

Willen und alle wussten, dass sie stets bekam, was sie wollte, aber dass sie nun fast übermächtig wirkte, überraschte alle. Noch mehr irritiert war die Familie von der Feindseligkeit und der spürbaren Ablehnung, die unübersehbar von Mary ausging.

Als ob sie ihre Rolle in diesem Haus noch einmal unterstreichen wollte, wiederholte Mary ihren Namen und setzte noch hinzu: »Ich bin die Ehefrau des Mannes, nach dem Sie vorhin gefragt haben. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Sie sind ...«, weiter kam Virginia nicht. Sie war zwar am Ziel ihrer Reise angelangt, aber dass Robert verheiratet war, damit hatte sie nicht gerechnet. Die Anstrengungen der langen Reise von Schottland bis hierher, die fortgeschrittene Schwangerschaft, die Kälte draußen, der sie tagelang ausgesetzt war, und nun diese unerwartete Nachricht, dass Robert eine Ehefrau hatte – das alles ging über ihre Kräfte. Bevor sie ohnmächtig zu Boden sank, konnte sie James gerade noch auffangen.

»So tut doch endlich was«, brachte Gerald hervor.

»Bringt sie nach nebenan, in den Salon und legt sie auf den Diwan«, ordnete Helen den inzwischen herbeigeeilten Diensthofen zu. Zu ihrem Mann gerichtet, sagte sie, »wenn wir jetzt schon ein Telefon hätten, dann könnten wir Dr. Muller anrufen. Aber so müssen wir einen Boten schicken.«

Gerald verstand, was sie ihm damit sagen wollte, sah sich aber nicht in der Lage, ausgerechnet jetzt über das Thema Telefonanschluss im Castle zu diskutieren.

James schickte einen der Diensthofen nach Addingham, zu Dr. Muller, mit der Nachricht, er möge so schnell wie möglich kommen.

»Wir müssen ihr die durchnässte Kleidung ausziehen, Mary, so hilf mir doch«, rief Helen ihrer Tochter zu, die immer noch an der Brüstung am oberen Treppenabsatz stand.

»Ihr Männer geht raus.« Helen hatte zu ihrer Form zurückgefunden. Die Frage, wer diese Frau war und was sie

wollte, musste nun zurückgestellt werden. Erst einmal galt es, der armen werdenden Mutter zu helfen, ihr die nasse Kleidung auszuziehen und dafür zu sorgen, dass sie wieder zu Kräften kam. Alles andere hatte Zeit.

Auch Mary wurde das schlagartig klar. »Ich hole etwas zum Anziehen«, rief sie ihrer Mutter zu und nur wenige Momente später rannte sie die Stufen der ausladenden Treppe hinunter, welche die große Halle mit dem oberen Stockwerk des Schlosses verband. Über dem Arm hatte sie ein paar Unterhosen aus Baumwolle, ein Unterhemd aus demselben Material und ein weites Nachthemd, das sie in den letzten Wochen ihrer eigenen Schwangerschaft getragen hatte.

»Das dürfte ihr passen. Ich hole noch mein Tuch aus dicker Schafswolle.«

Etwa eine halbe Stunde später lag Virginia auf dem Diwan im Salon. Helen und Mary hatten ihr die durchnässte Kleidung ausgezogen und ihr beim Anlegen der trockenen Wäsche geholfen. Um das feuchte Haar hatte Helen ein großes Handtuch geschlungen. Die Füße steckten in Wollsocken und unter dem dicken Federbett, das eilig herbeigeholt wurde, sorgte eine Wärmflasche dafür, dass es Virginia bald wärmer wurde. Sie setzte sich auf und trank den Tee, der auf Helens Geheiß zubereitet wurde.

Die Männer der Familie hatten sich in der Zwischenzeit zurückgezogen. Gerald, James und Robert warteten im Herrenzimmer auf Nachricht.

»Sir, die Damen lassen ausrichten, dass Sie jetzt wieder in den Salon kommen können«, meldete der Butler an Gerald gerichtet. James und Gerald erhoben sich und auch Robert wollte folgen, wurde aber von Mary aufgehalten, die ihm energisch entgegenlief. Sie war noch immer im Nachthemd.

»Was soll das? Wer ist das? Was will sie von dir?«

»Mary, zieh dich bitte an, Dr. Muller wird bald kommen.«
Es war nicht nur die Fürsorge für seine Frau, die ihn dazu bewog, das Gespräch jetzt und hier nicht fortzusetzen. Er

hätte auch nicht so recht gewusst, was er hätte sagen sollen.

»Nein, Robert!« Mary wurde noch energischer. Sie baute sich vor ihm auf und versperrte ihm den Weg aus dem Herrenzimmer. Sie waren allein, ihr Vater und ihr Bruder überquerten gerade die Halle auf dem Weg zum Salon.

»Mary, Liebste ... ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll ...« Robert wand sich. Er hatte Schweiß auf der Stirn, und es war ihm anzusehen, wie unwohl er sich im Moment fühlte.

»Sag es!« herrschte ihn Mary an. Das Unbehagen und die schrecklichen Vorahnungen, die sie schon vorhin hatte, als sie die Stimmen unten in der Halle gehört hatte und auf den Treppenabsatz hinaustrat, um zu sehen, wer für den Aufruhr verantwortlich war, verstärkten sich.

Robert atmete tief durch und griff nach Marys Händen. Sie ließ es zu und war in diesem Moment froh, selbst ein wenig Halt zu haben.

»Das ist Virginia.«

»Ja, das hat sie ja vorhin gesagt. Virginia Boyle. Aber wer ist das, warum will sie zu dir?«

»Mary, bitte glaub mir, das hat alles nichts mit dir zu tun.«

»Also doch! Es ist dein Kind, das sie bald zur Welt bringen wird?!« Marys Stimme wurde schrill. Sie entzog ihm ihre Hände und trat ein paar Schritte zurück.

»Lass es mich dir erklären ...«, bat Robert.

»Was soll es da zu erklären geben«, schrie sie, drehte sich um und rannte aus dem Herrenzimmer. Auf der Treppe raffte sie ihr Nachthemd und nahm zwei Stufen auf einmal. Es konnte ihr nicht schnell genug gehen, von ihm wegzukommen. Sie rannte den langen Flur entlang bis zu ihrem gemeinsamen Schlafzimmer. Dort schlummerte Estelle in ihrer Wiege. Das Baby hatte von all dem Trubel nichts mitbekommen. Mary riss das Kind aus seinem Bettchen und damit auch aus dem Schlaf. Sofort begann ihre Tochter lauthals zu protestieren. Mit dem schreienden

Baby auf dem Arm flüchtete sich Mary in ihr ehemaliges Schlafzimmer, das sie bewohnt hatte, bevor sie Robert geheiratet hatte, und schloss von innen die Tür.

»Mary, liebste Mary.« Roberts Stimme vor der Tür war flehentlich.

»Lass mich in Ruhe!«, schrie sie ihn durch die geschlossene Tür an.

»Was ist denn hier los?« Helen hatte den unüberhörbaren Auftritt ihrer Tochter mitbekommen und wollte nach dem Rechten sehen. Auch sie hatte es längst geahnt: Virginia war offensichtlich Roberts Geliebte und sollte schon bald sein Kind auf die Welt bringen!

*

Mary verließ ihr Zimmer erst am späten Nachmittag. Sie brauchte Kleidung für sich und frische Windeln für ihr Kind. Außerdem hatte sich schon vor Stunden ihr leerer Magen bemerkbar gemacht. Sie huschte über den Flur, nachdem sie sich vorher vergewissert hatte, dass niemand unterwegs war. Keinesfalls wollte sie ihrem Mann oder ihrer Mutter begegnen. Schnell raffte sie ein paar Kleidungsstücke für sich selbst, Windeln und ein paar Babysachen zusammen und eilte wieder zurück in ihr Zimmer. Nachdem sie sich angezogen und Estelle versorgt hatte, klingelte sie nach einem Dienstmädchen mit der Bitte um Tee und Toast.

Robert beschloss in der Zwischenzeit, die Situation zu klären und Virginia zu besuchen. Nachdem Dr. Muller sie untersucht hatte, konnte er endlich alleine mit ihr sprechen.

»Wie kommst du hierher?«, wollte er wissen. Er hatte einen Stuhl an den Diwan herangerückt und darauf Platz genommen. Virginia lag halb aufgerichtet, im Rücken von zwei Kissen gestützt und die Zudecke bis zum Kinn gezogen. Immer noch war es ihr entsetzlich kalt, aber sie fühlte sich mittlerweile nicht mehr ganz so schwach. Gerald, Helen und

James hatten die beiden alleine gelassen, denn sie ahnten, dass es viel zu besprechen gab.

»Ich bin erst mit dem Zug gefahren, musste ein paarmal umsteigen und dann habe ich eine Droschke genommen. Den Rest bin ich gelaufen«, antwortete sie.

»Du weißt, dass ich das nicht meine«, gab er ärgerlich zurück. »Warum bist du hier?«

»Schau mich an.« Bei diesen Worten zog sie die Bettdecke zurück und zeigte ungeniert ihren Babybauch, der sich unübersehbar unter dem weiten Nachthemd wölbte.

»Ja, und? Was habe ich damit zu tun. Und woher hast du überhaupt gewusst, dass ich hier bin?« Robert hatte so viele Fragen und wollte alle Antworten auf einmal haben.

»Du fragst mich allen Ernstes, was du damit zu tun hast?« Virginia warf den Kopf in den Nacken und lachte schrill.

»Ja, das frage ich dich.« Robert versuchte, ruhig zu bleiben.

»Es ist dein Kind, Robert. Kannst du dich nicht mehr erinnern?«

»Ehrlich gesagt, ich habe nicht mehr an unsere ... an unser Zusammentreffen gedacht. Es war uns doch beiden klar, dass es nichts Ernstes werden wird und kann.«

»Ja, aber nun ist es doch was Ernstes. Oder ist dir ein Baby nicht ernst genug?«

Sie machte eine kurze Pause. »Und woher ich wusste, wo du jetzt bist? Das war auch ganz einfach. Wie dir vielleicht bekannt ist, habe ich kurz nach unserer Affäre Scully House verlassen. Ich bin zu meinem Bruder und dessen Frau gezogen, als ich merkte, dass ich ein Baby erwartete. Ich wusste zuerst nicht, was ich tun sollte und als ich mit dir reden wollte, warst du weg. Zurück nach England. Ein paar Fragen an die früheren Dienstbotenkollegen und ich wusste, wo ich dich finden könnte.«

»Aber warum kommst du erst jetzt? Kurz vor der Geburt?«

»Weil ich lange nicht wusste, ob ich überhaupt kommen sollte. Ich wollte das Kind eigentlich alleine großziehen.

Irgendwohin gehen, wo mich keiner kennt. Ich dachte mir, ich finde bestimmt eine Stelle in einem Haushalt oder sonst wo. Aber dann habe ich mir überlegt ... mein Baby ist auch dein Baby. Und damit ist es der Erbe von McDough Castle und Scully House.«

»Was willst du mir damit sagen?«, fragte Robert schwach, denn eigentlich hatte er längst verstanden, worum es hier ging.

»Ich hatte deinen Aufstieg vom einfachen Dorfschullehrer Robert Simpson zu Laird McDough damals gar nicht mitbekommen. Es hat mich einfach nicht interessiert, wer oder was du bist, als ich in deinen Armen lag.«

Robert bezweifelte das. Aber es hatte keinen Sinn, diese Sache im Nachhinein klären zu wollen. Er erinnerte sich noch gut daran, wie auch bei ihm alle Bedenken sich in Luft auflösten, als seine Hände nach Virginias üppigem Busen griffen und er sich ihrer prallen Weiblichkeit hingab.

»Mir war erst später bewusst, dass ich mit dem neuen Laird McDough geschlafen hatte.«

»Und warum hast du vorhin erst nach Robert Simpson gefragt und damit meinen früheren Namen genannt?«

»Weil ich ein Schaf bin«, sie lächelte. Ihr Versuch, dem Ganzen etwas Humorvolles zu verleihen und damit die Situation zu entschärfen, misslang. Robert blieb ernst.

»Erklär mir das.«

»Ich dachte tatsächlich, du würdest hier wieder unter deinem englischen Namen leben. Eine Küchenmagd auf Scully House hat mir erzählt, dass du Hals über Kopf aus Schottland nach England zurückgegangen bist. Deine Schwester Alley hatte dich begleitet und ist nach einigen Wochen alleine zurückgekommen. Sie hat das Gut offensichtlich völlig unter Kontrolle. Es sah für alle nicht so aus, als ob du jemals zurückkommen würdest.«

»Aha, und nun bist du da, und willst ... was genau?«

»Ach Robert, das ist doch klar. Ich wollte dich eigentlich heiraten.«

Robert verschlug es die Sprache.

»Aber wie ich nun sehen musste, bist du schon in den Hafen der Ehe eingelaufen. Jetzt ist es mir auch klar, weshalb du nicht mehr zurückgekommen bist.«

»Ja, ich habe Mary Hamilton geheiratet. Sie ist meine große Liebe, das musst du wissen. Und wir haben ein Baby. Estelle. Unsere Tochter ist drei Wochen alt.«

Nun war es Virginia, die erst einmal nichts dazu sagen konnte.

»Ein Baby? Oh ...«, mehr brachte sie nicht heraus. Diese Nachricht schien ihre Pläne gründlich zu durchkreuzen.

»Du wirst wieder weggehen, Virginia. Bald, am besten gleich. Wenn du Geld brauchst, kannst du welches haben. Aber ich will mit dem Kind und auch mit dir nichts zu tun haben.«

»Robert! Du bist der Vater!« Virginia hatte ihre Fassung wiedererlangt. »Und außerdem hat Dr. Muller gesagt, ich brauche Ruhe. Am besten soll ich bis zur Geburt liegen. Das kannst du doch nicht ernsthaft wollen, dass deinem Kind was passiert?«

»Es wird sich was finden. Vielleicht kann man dich in einer Pension in Addingham unterbringen. Oder noch besser in Bradford.«

»Geht's noch weiter weg?«, fragte Virginia zynisch.

»In Bradford gibt es ein Krankenhaus«, erklärte Robert.

»Du willst mich also tatsächlich wegschicken?« Virginia sah ihn mit einer Mischung aus Angst, Entsetzen, Enttäuschung und Trotz an.

»Weiß ich, ob ich wirklich der Vater bin? So ungehemmt, wie du dich mir hingegeben hast, warst du bestimmt auch bei anderen nicht zimperlich.«

»Robert!!!« Beide hatten nicht bemerkt, dass Helen inzwischen im Raum war. Sie wollte nach der jungen Frau sehen und ihr Tee und Kekse zur Stärkung bringen.

»Wie lange stehst du schon hier, Schwiegermama?«, fragte Robert erschrocken.

»Lange genug, um alles zu verstehen. Entschuldige, ich wollte nicht lauschen.«

Sie stellte den Tee und das Schälchen mit den Keksen auf den kleinen Beistelltisch, der heute Vormittag an den Diwan herangerückt worden war. »Wie geht es Ihnen, Mrs Boyle?«

»Miss, bitte«, antwortete Virginia. »Ich bin nicht verheiratet«, setzte sie hinzu.

»Das habe ich mitbekommen ... Miss.«

»Mir geht's schon besser, vielen Dank, Sie sind sehr freundlich, Lady Hamilton. Aber Ihr Schwiegersohn möchte, dass ich Ihr Haus verlasse und dafür fühle ich mich nicht kräftig genug.« Den vorwurfsvollen Ton ihrer Stimme unterstrich sie mit einem Seitenblick auf Robert.

»Das kommt überhaupt nicht infrage. Bevor Sie nicht zu Kräften gekommen sind, gehen Sie nirgendwohin.« Auch Helen warf einen Blick zu Robert, der seine Betroffenheit nicht verbergen konnte.

»Geh zu deiner Frau, Robert«, forderte ihn Helen auf. »Ich habe sie vorhin gehört. Sprich mit ihr. Ich kümmere mich um deine ... um Miss Virginia.«

Robert fühlte sich wie ein Schuljunge, der von der Lehrerin herumkommandiert wird. Aber gleichzeitig wusste er, dass es wichtig war, Helens Vorschlag zu folgen. Mary! Sie und das Baby waren die wichtigsten Menschen in seinem Leben. Er liebte seine Frau und seine Tochter so sehr! Die Angst, er könnte sie verlieren, machte sich plötzlich übermächtig in seiner Brust breit.

»Mary, bitte öffne die Tür.« Robert klopfte nun schon zum wiederholten Mal, aber Mary antwortete nicht.

»Mary, ich will dir alles erklären, bitte lass mich rein«, flehte er.

»Ich brauche noch etwas Zeit.« Endlich reagierte sie.

»Bitte, lass mich rein«, Robert ließ nicht locker.

Nach einer ihm unendlich scheinenden Zeit öffnete sie die Tür einen schmalen Spalt. Er konnte ihr bleiches Gesicht und ihre verweinten Augen im Lichtschein der Kerzen erkennen.

Es war Nachmittag, aber offensichtlich hatte sie die Vorhänge zugezogen und ein paar Öllampen angezündet.

»Lass mich rein ... zu Estelle und zu dir.« Seine Stimme klang zärtlich und liebevoll.

»Nur kurz.« Sie gab nach. »Sag, was du zu sagen hast, Robert.«

Sie ließ ihn eintreten und verschloss die Tür hinter ihm. Mit einigem Abstand standen sich nun die Eheleute gegenüber. Ihr Gesichtsausdruck war bei allem Kummer eisig und abweisend.

»Mary, ich muss dir was sagen«, begann er ungeschickt. »Die Frau ist ein ehemaliges Dienstmädchen auf Scully, meinem Gut in Schottland. Als ich damals dachte, du würdest den Earl heiraten und ich hätte dich für immer verloren, hatte ich eine Affäre mit ihr. Nur kurz. Wir haben nur ein einziges Mal ...«

»Aha«, unterbrach ihn Mary. »Erspare mir bitte Einzelheiten.«

»Mehr kann ich dazu nicht sagen, Liebste. Ich wusste nicht, dass sie ein Baby erwartet. Ich habe sie danach nie mehr gesehen. Sie hat Scully House verlassen und ist bei ihrer Familie untergekommen, hat sie mir soeben erzählt.«

»Und warum ist sie nicht einfach dort geblieben?«

»Das wollte sie ja. Oder sie wollte weggehen, wohin sie keiner kennt, mit dem Baby.« Er stotterte und brachte keinen rechten Satz mehr heraus.

»Du nimmst sie ganz schön in Schutz«, bemerkte Mary sarkastisch.

»Nein, das tue ich nicht. Aber irgendwie müssen wir jetzt mit der Sache zurechtkommen. Und du wolltest doch wissen ...«

»Keine Einzelheiten!« wiederholte Mary. »Mich interessiert nur, was sie jetzt will. Warum ist es ihr jetzt erst eingefallen, den Vater ihres Kindes aufzusuchen und Forderungen zu stellen?«